

Zeitschrift: Zeitschrift für Sozialhilfe : ZESO
Herausgeber: Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe SKOS
Band: 121 (2024)
Heft: 1

Artikel: "Die Sozialhilfe ist nicht das erste oder letzte Netz, sondern das einzige!"
Autor: Meyer, Iris
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1062206>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Die Sozialhilfe ist nicht das erste oder letzte Netz, sondern das einzige!»

IM GESPRÄCH Als Professor für Sozialpolitik und Soziale Arbeit an der Hochschule für Soziale Arbeit FHNW und langjähriges Geschäftsleitungsmitglied der Caritas Schweiz und der SKOS engagiert sich Carlo Knöpfel für soziale Themen. Nach 27 Jahren gibt er das Präsidium der SKOS-Kommission Sozialhilfe und Sozialpolitik ab. Ein Gespräch über seine Motivation und seine Sicht auf die Herausforderungen der Sozialhilfe.

ZESO: Du bist Professor an der Hochschule für Soziale Arbeit, hast bei Caritas und SKOS viele Jahre gearbeitet. Du hast dein ganzes Berufsleben den sozialen Themen gewidmet. Was war der Ursprung, dich gerade mit den sozialen Fragen auseinanderzusetzen?

CARLO KNÖPFEL: Das hat zwei biografische Ursachen: Meine Eltern waren Rheinschiffer. Somit verbrachte ich die ersten Jahre auf dem Schiff zwischen Basel, Rotterdam und Antwerpen. Als ich ins Kindergartenalter kam, lebte ich anderthalb Jahre im Heim für Schifferkinder in Basel. Das war für mich keine einfache Zeit. Auf dem Schiff waren wir zu viert, und plötzlich musste ich mich mit 100 Kindern und 70 Erwachsenen zurechtfinden. Und ich wusste nie, wann meine Eltern zu Besuch kamen. Das war sehr schwer für mich. Nach anderthalb Jahren nahm mein Vater eine Stelle bei den Drämlen in Basel an. Wir lebten dann zu fünft in einer Zweizimmerwohnung, heizten mit Kohle und hatten eine Wasserquelle, an der wir gekocht und gewaschen haben. Aus der heutigen Perspektive waren wir eine Working-Poor-Familie. Später engagierte ich mich in der kirchlichen Jugendarbeit. Dort kam ich mit der aus Südamerika stammenden Befreiungstheologie in Kontakt.

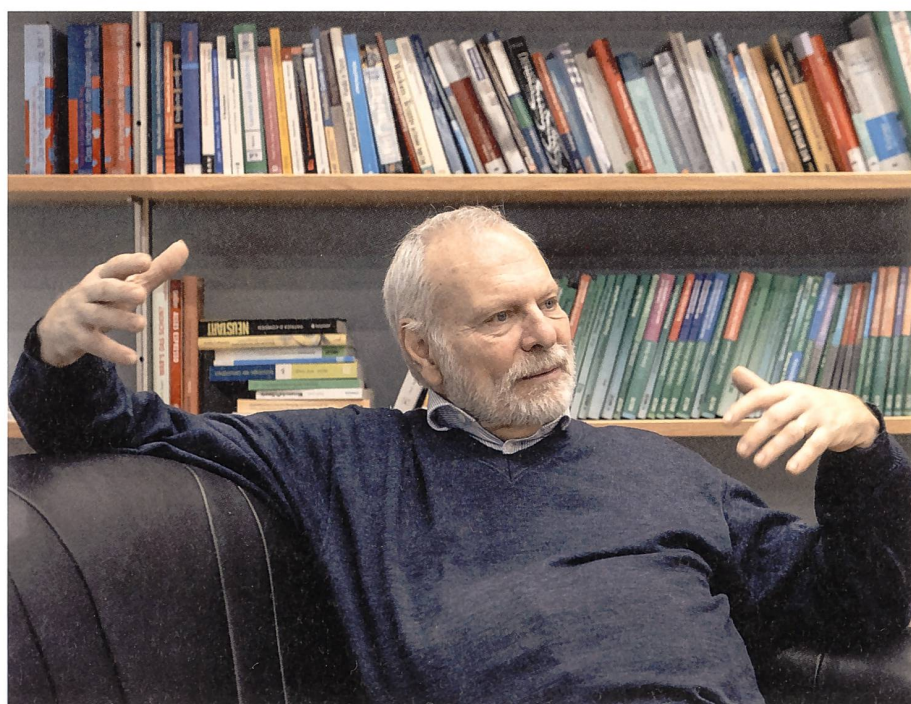
Was zeichnet diese aus?

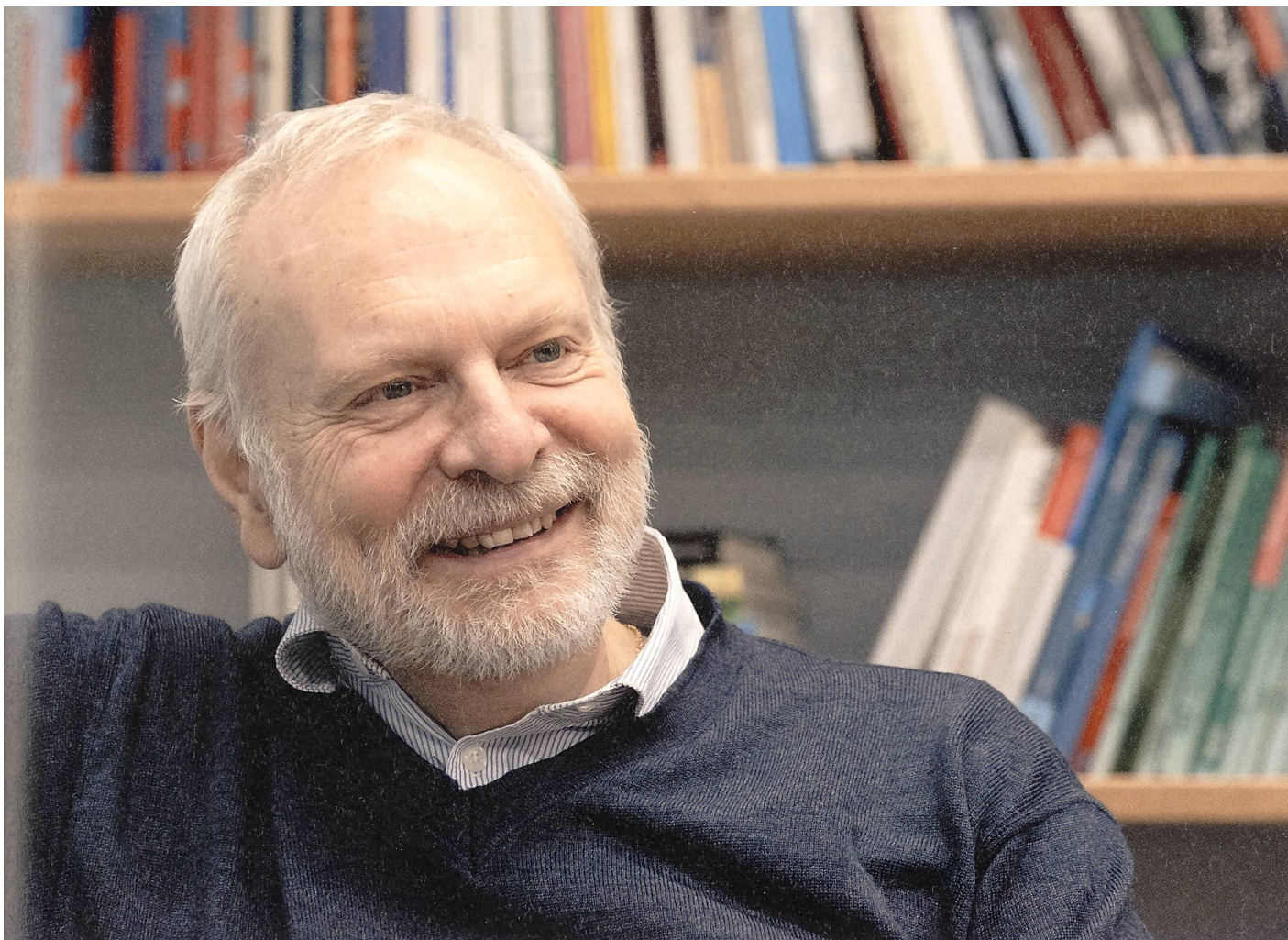
Die Idee war, die Bibel als Befreiungsgeschichte, als Empowerment zu lesen. Schon damals gab es zu wenig Priester. So hatten sich die Gemeinden selbst organisiert und angefangen, Bibeltexte politisch zu interpretieren. Das hat mich als Jugendlicher

sehr fasziniert. Ich engagierte mich in der Friedensbewegung. Das hat mich früh auch zum Thema Armut gebracht. Ich war noch Student und hielt bereits erste Referate über das Thema. Ein damaliges Leitungsmitglied der Caritas Schweiz erfuhr von meinen Vorträgen und bot mir eine Stelle bei der Caritas an, die damals das Ressort Grundlagen aufbaute. So kam ich zur Caritas, wo ich mich schliesslich während 19 Jahren engagierte.

War deine persönliche Erfahrung also deine Hauptmotivation, sich dem Thema Armut zu widmen?

Nicht unbedingt, es ging mir mehr um die Frage der sozialen Gerechtigkeit, um Chancengleichheit. Ich war zum Beispiel ein guter Schüler, und der Lehrer meinte, ich könne es ja mal im Gymnasium probieren. Mit Blick auf meine Eltern erschien ihm das aber doch eher schwierig. Der Direktor des Gymnasiums meinte bei der Begrüssung, wir seien zwar die Besten, aber es werde rasch Bessere und weniger Gute geben, und bei den weniger Guten schaute er zu uns, die aus Kleinhünigen und dem Schifferkinderheim stammten. Ich kann mich heute noch an diese Momente erinnern. Ich persönlich hatte damals keine





Die Sozialhilfe sollte sich eigentlich als eine Art Bringschuld verstehen. FOTOS: PALMA FIACCO

Zweifel, dass ich das schaffen würde. Während des Studiums erkannte ich solche Dinge als Muster. Die Stigmatisierung durch die Gesellschaft, keine Chancengleichheit, den Einfluss der sozialen Herkunft auf das eigene Leben usw. Somit konnte ich immer eine Verbindung zwischen dem theoretischen Studium und dem, was ich selbst erlebt habe, herstellen.

Wie kamst du dann dazu, Teil der SKOS zu werden?

Früher hiess die SKOS ja SKöF (Schweizerische Konferenz für öffentliche Fürsorge,

Anm. der Red.). Der Wechsel zur heutigen SKOS bedeutete eine Öffnung gegenüber den privaten Organisationen, die sich auch mit dem Thema Armut befassen. Gleich zwei Sitze in der Geschäftsleitung der SKöF/SKOS wurden für die privaten Organisationen reserviert. Einen davon erhielt ich als Vertreter der Caritas. In einem zweiten Schritt wurden Kommissionen gebildet, die sich auf einen bestimmten Aspekt spezialisierten. Da ich bereits in den Grundlagen der Caritas tätig war, war es naheliegend, dass ich die Kommission Sozialpolitik und Sozialhilfe (SoSo) übernahm. Das ist der wissenschaftliche Thinktank der SKOS. Diese Kommission präsidierte ich dann 27 Jahre lang.

Was hast du mit der SoSo erreicht?

Ich denke, die SoSo selbst ist wie ein kleines Parlament. Dort sind Bundesämter, Kantone, Gemeinden, die Wissenschaft, NGOs, der Berufsverband dabei. Das heisst, wenn man sich in der SoSo über ein brisantes Thema einig wird, ist das ein Signal, dass man das als SKOS auch vertreten kann. Dies hat auch dazu geführt, dass sich die SKOS stärker der Wissenschaft geöffnet hat. Schliesslich führte die SKOS auch eine Stelle für die Grundlagen ein. Die SoSo war

für mich ein kritischer Echoraum. Wenn wir der Geschäftsleitung signalisierten, dass wir mit der Stossrichtung der SKOS nicht einverstanden waren, wurde der Entscheid zumindest kritisch hinterfragt und nochmals diskutiert.

Die SoSo hatte unter deiner Führung also einen grossen Einfluss auf die SKOS. Wo hätte noch mehr investiert werden müssen?

Ein Thema, das mich auch als Caritas-Vertreter in der Geschäftsleitung immer beschäftigte, ist die Zusammenarbeit zwischen der privaten und der öffentlichen Sozialhilfe. In der Praxis hat die SKOS hier noch Entwicklungspotenzial. Die Bedeutung der Hilfswerke hat sich spätestens im Lockdown der Pandemie gezeigt. Wer war dann für die Armen noch da? Die öffentliche Sozialhilfe machte erst mal den Laden zu. Es waren die Hilfswerke wie Caritas, HEKS, Rotes Kreuz usw., die da waren. Meines Erachtens sollte man sich innerhalb der Sozialhilfe als Netzwerk verstehen. Da gehören für mich auch Organisationen der Arbeitsintegration oder Betroffenenorganisationen dazu. Man sollte auf Augenhöhe miteinander diskutieren, wie die Sozialhilfe gemeinsam weiterentwickelt werden soll. Ich er- ➤

«Eigentlich sollte das Bewusstsein da sein, dass jeder Mensch ein Recht auf Existenzsicherung hat. Es ist kein Bittgang sondern ein Anrecht.»

👉 lebe in der Sozialhilfe immer wieder ein hierarchisches Verständnis. Das ist aber weder effizient noch produktiv.

Was kann die SKOS unternehmen, um ein besseres Verständnis der Sozialhilfe zu erwirken?

Das tönt nach 27 Jahren Verbandstätigkeit etwas defizitär, aber es fehlt immer wieder an der nötigen Sensibilität. Als ich noch in der Geschäftsleitung war, verging kaum eine Sitzung, in der ich nicht mahnen musste, die Hilfswerke nicht zu vergessen. Die Identität der SKOS ist immer noch dominant und der Auffassung, dass sie allein für die öffentliche Sozialhilfe zuständig ist; die NGOs sind halt dabei. Die SKOS könnte profitieren, wenn sie stärker mit den Privaten zusammenarbeiten würde.

Gerade private Hilfswerke kritisieren, dass es immer noch Lücken gibt im sozialen Netz. Was sind deiner Meinung nach die grössten Lücken?

Die Sozialhilfe sollte sich eigentlich als eine Art Bringschuld verstehen. Das heisst, die Institution Sozialhilfe, also auch die Hilfswerke, sollten von sich aus versuchen, die Leute zu erreichen, die Unterstützung brauchen. Ich erlebe die Sozialhilfe aber eher im Stil «jeder, der nicht kommt, ist gut». Es gibt nicht genug Geld, nicht genug Personal. Auch dass es heisst, die Sozialhilfe sei das letzte Netz, diese Selbstzuschreibung finde ich stigmatisierend, im Sinne von den Letzten beißen die Hunde. Das stimmt faktisch nicht. Für Working Poor gibt es keine Sozialversicherung, es gibt nur die Sozialhilfe, es ist nicht das erste und nicht das letzte Netz, sondern das einzige.

In der Sozialhilfe geht es auch um Integration, und darin ist sie auch oft erfolgreich.

Nicht vergessen dürfen wir die soziale Integration. Für manche Personen kommt die arbeitsmarktliche Integration nicht infrage, da muss man schauen, was soziale Integration bedeuten könnte. Soziale Integration kann zum Beispiel heissen, eine Aufgabe in der Care-Arbeit wahrzunehmen. Das heisst, unterstützte Personen übernehmen beispielsweise die Betreuung eines Familienangehörigen, die man sonst viel teurer einkaufen müsste. Die Unterstützungsleistung durch die Sozialhilfe ist dann eine Art Soziallohn. Gesellschaftlich betrachtet wäre es eine wertvolle Arbeit, die die Ausführenden aufwerten würde. Sie hätten eine

Aufgabe und trügen zudem zu ihrer Existenzsicherung bei. Das ist doch gut!

Und wo ist dann das Problem?

Das Problem ist, dass die vorherrschende Ideologie in der Gesellschaft sagt, alle müssten in den ersten Arbeitsmarkt. Doch wenn Sozialhilfebeziehende diese Care-Aufgabe nicht übernehmen, dann muss es die Spitex tun. Dass diese Rechnung weder finanziell noch personell aufgeht, kümmert in der Sozialhilfe kaum jemanden, es würde auch nicht honoriert. Würde gesellschaftlich gedacht, und würden die Betroffenen nicht abgelöst, sondern finanziert, würde es Kritik hageln. Denn die Politik will, dass möglichst viele Sozialhilfebeziehende abgelöst werden. Die gesellschaftliche Perspektive der kantonalen Politik ist oft zu eng. Da muss gekämpft werden, da muss man deutlich werden.

Ist die SKOS gegenüber der Politik zu wenig mutig, müsste sie resoluter auftreten?

Die Rolle wird unterschiedlich interpretiert. Ich habe Präsidenten und Geschäftsführende erlebt, die sich nicht sehr eingeschränkt haben, andere waren vorsichtiger. In der Sache darf die SKOS prägnant werden. Die SKOS ist nicht die SODK. Sie kann fachlich argumentieren. Was die Politik daraus macht, ist dann eine andere Frage.

Hast du ein konkretes Beispiel, wo die SKOS resolut sein muss?

Die SKOS muss zum Beispiel das Finalprinzip in der Sozialhilfe durch alle Böden verteidigen. Wir fragen zu Recht nicht, warum jemand in eine Notsituation geraten ist. Es wird geprüft, ob ein Anspruch auf Sozialhilfe besteht, aber es darf keine Diskussion geben, ob das selbst verschuldet war oder nicht. Die Politik will nur den «richtigen Armen» helfen. In Baselland wollte man vor ein paar Jahren erst alle unter Verdacht stellen und beim Eintritt nur zwei Drittel des Grundbedarfs auszahlen. Heute werden dort die Leistungen gekürzt, wenn jemand länger in der Sozialhilfe ist. Da stecken Haltungen dahinter, die das Finalprinzip unterlaufen. Die SKOS ist daran nicht ganz unschuldig. Mit der Segmentierung in Gruppen integrierbar und nicht integrierbar wird das Finalprinzip relativiert. In die «Richtigen» investieren wir noch, in die «Unbrauchbaren» nicht mehr. Durch diese Methodik entstehen Gruppen innerhalb der Sozialhilfe. Die gesellschaftliche

PROF. DR. CARLO KNÖPFEL

hat seit 2012 eine Professur für Sozialpolitik und Soziale Arbeit an der Hochschule für Soziale Arbeit FHNW in Muttens. Der studierte Ökonom mit Doktorat der Wirtschaftswissenschaften war von 1993 bis 2002 Leiter der Stabsstelle Grundlagen und Evaluation und von 2002 bis 2012 Mitglied der Geschäftsleitung und von 2009 bis 2012 Leiter des Bereichs Inland von Caritas Schweiz. In der SKOS-Geschäftsleitung war Carlo Knöpfel von 1997 bis 2012. Er präsidierte ferner die SKOS-Kommission Sozialhilfe und Sozialpolitik (SoSo) von 2012 bis 2023.

Anerkennung wird hierarchisiert; die jungen Erwachsenen sind sozusagen die Kronprinzen. Hier wird investiert. Jemand, der mit 50 stellenlos wird, muss fast schon auf Knien betteln, dass er vielleicht doch noch eine Umschulung machen darf. Damit entsteht ein Zweiklassensystem von Armen.

Du meinst, es fehlt der Politik wie auch der Gesellschaft noch immer an sozialem Bewusstsein?

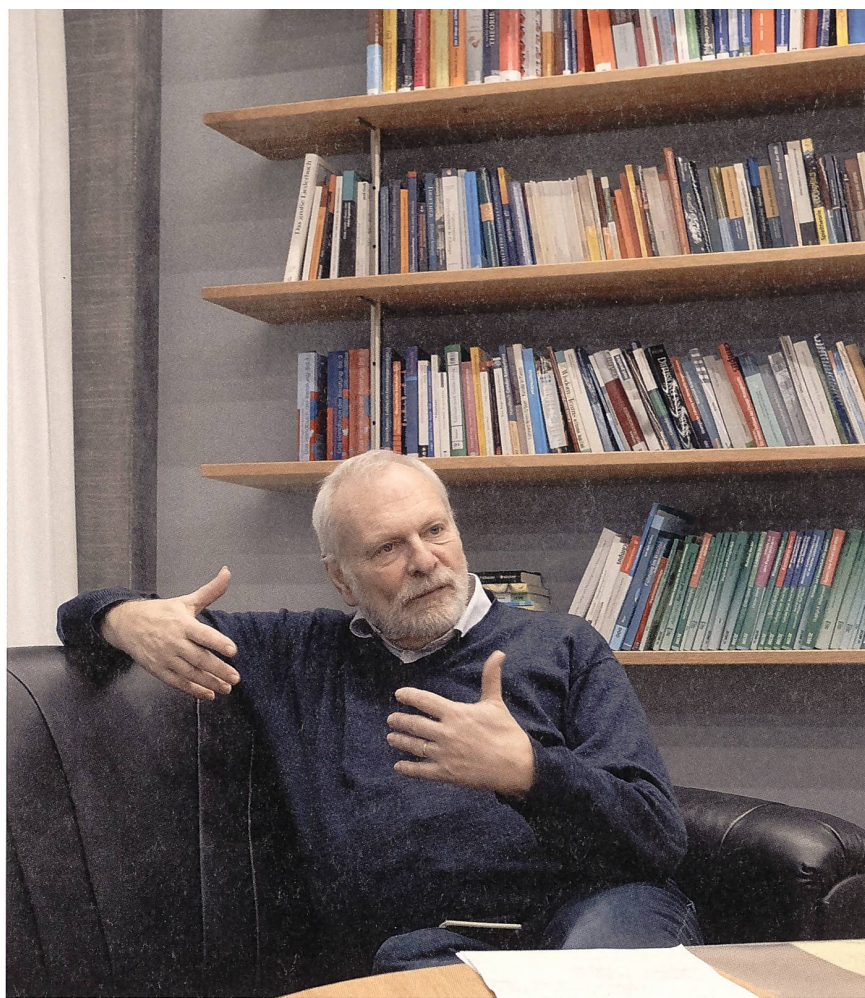
Eigentlich sollte das Bewusstsein da sein, dass jeder Mensch ein Recht auf Existenzsicherung hat. Es ist kein Bittgang, sondern ein Anrecht. Die SKOS bzw. die Sozialhilfe sollte viel mehr in die aufsuchende soziale Arbeit investieren, sodass jene, die es brauchen, das Geld auch erhalten und sich nicht dafür schämen müssen.

Wir sind hier an der FHNW in Muttens, wo Studierende in Sozialer Arbeit ausgebildet werden. Welchen Stellenwert hat die Sozialhilfe im Studiengang?

Die Sozialhilfe wird zwar im Studium behandelt, aber nicht mit dem Gewicht, das sie eigentlich haben müsste. Die gesetzliche Sozialhilfe ist untervertreten. Wenn das Thema nicht interessiert, schafft es mit einem halben Tag zu den SKOS-Richtlinien durch das Studium. Es gibt zwar Vertiefungsangebote, aber die Wahlfächer können so gewählt werden, dass man dem Thema nicht gross begegnet.

Soziale Arbeit und Sozialhilfe ist also nicht ganz spannungsfrei?

Als sozialarbeitende Person in einem Sozialdienst ist man einer permanenten widersprüchlichen Situation ausgesetzt, denn man will den Menschen helfen, sie unter-



stützen oder unter Umständen auch schützen. Gleichzeitig muss man sie kontrollieren und sanktionieren. Das zerreisst manche fast. Deswegen ist es wohl kein wahnsinnig beliebter Job für Studienabgehende.

Was würde denn zur Entspannung beitragen?

(überlegt) Ich glaube eher, dass sich die Praxis der Sozialhilfe ändern müsste. Das ist etwas, das ich in den 27 Jahren in allen Höhen und Tiefen miterlebt habe. Der Kippunkt war die Revision der SKOS-Richtlinien 2005. Mit der Einführung des Anreizsystems wurde die Existenzsicherung formal mit der Integration verknüpft. Das Setting passt überhaupt nicht zur Sozialen Arbeit. Seit der Einführung zeigt sich, dass es mit den Anreizen und Sanktionen auch nicht wirklich gut funktioniert. Zum Glück kehrt man nun vermehrt wieder zur Freiwilligkeit zurück; Integration ist ein Angebot. Niemand ist stärker motiviert, wenn er oder sie sanktioniert wird. Im Gegenteil, das führt oft zu noch mehr Abwehrverhalten. Dann lässt man sich eben krankschreiben. Das neoliberale Modell, das einst so en vogue war, haben wir damals in der SoSo des Langen und Breiten diskutiert. Die Einführung war damals politischem Druck auf die SKOS geschuldet, die sich dem beugte, sicher auch contre cœur.

Dass Sanktionen nicht immer zielführend sind, wird immer klarer. Aber hast du eine Lösung, was geändert werden muss, wie Sozialhilfe wirksamer wird?

Auch da ist eine Ambivalenz versteckt. Eigentlich bräuhete es alternative Lösungen zur Sozialhilfe, wie die Familienergänzungsleistungen oder die Überbrückungsleistungen für ältere Arbeitslose, statt Sozialhilfe. Oder auch für die jungen Erwachsenen, die via Stipendien Nachholbildungen absolvieren können. So würde Gruppe für Gruppe aus der Sozialhilfe rausgeholt, was die Sozialhilfe immer stärker relativieren würde. Gleichzeitig hiesse das aber auch, dass jene, die noch in der Sozialhilfe bleiben, quasi für die Gesellschaft nicht mehr zu gebrauchen sind.

Das ist der berühmte Sockel in der Sozialhilfe ...

Genau, und das ist auch wieder stigmatisierend. Ich habe auch kein Rezept, was der richtige Weg ist. Die Familienergänzungsleistung ist eine Erfolgsgeschichte, trotzdem gibt es sie nur in vier Kantonen der Schweiz. Bei den Überbrückungsleistungen sind die Hürden zu hoch. Da ist meine Erwartung an die SKOS, dass sie das Thema nochmals aufgreift und eine Revision vorschlägt, welche die Eintrittsbedingungen etwas relativiert. Die jungen Erwachsenen,

Weiterbildung, Umschulung usw. sind ja auch Themen der SKOS, da macht sie in meinen Augen schon das Richtige. Aber sie muss gleichzeitig schauen, dass jene, die in der Sozialhilfe bleiben, eher gestärkt werden im Sinne, dass ihnen immer wieder gesagt wird, dass sie ein Recht auf die Hilfe haben. Dass das völlig in Ordnung ist, wenn es derzeit keinen anderen Weg, keine andere Lösung gibt.

Du bist 65 Jahre alt: Was sind deine weiteren Ziele?

Seit sechs, sieben Jahren widme ich mich in meiner Forschung nebst der Armut dem Thema der guten Betreuung im Alter für alle. Es gibt kein Anrecht auf Betreuung, nur auf Pflege. Da besteht wieder diese Ungleichheit: Jene, die Geld haben, kaufen sich Betreuung ein, andere haben halt Pech gehabt. Eine Zeit lang bedeutete das für einige, dass sie rascher ins Pflegeheim mussten, dort werden jedoch die Hürden langsam höher. In Basel braucht es zum Beispiel das Erreichen einer bestimmten Pflegestufe, wenn man keine Selbstzahlerin ist, sonst ist der Eintritt in ein Pflegeheim gar nicht möglich. Es gibt quasi eine Pflicht, daheim zu bleiben.

Wenn das Beziehungsnetz wie Familie, Nachbarn usw. fehlt, was ist dann?

Das wird eine Frage des Service public. Somit sind die Spitex-Organisationen gefordert, diese Serviceleistungen zu erbringen, aber sie sagen natürlich zu Recht, dass dies nur bei entsprechender Finanzierung möglich ist. Ich arbeite eng mit der Paul Schiller Stiftung zusammen. Auf diesem Gebiet möchte ich in den nächsten zwei, drei Jahren noch etwas erreichen. Einige Kantone sind schon aktiv, andere schauen erst mal zu, was passiert.

Und auf privater Ebene?

Privat spiele ich Saxofon in einer Rentnerband. Wir sind drei pensionierte Typen und eine junge Frau, die das Baritonsaxofon spielt. Sie gibt uns den Boden (lacht). Weiter schreibe ich Kolumnen beim Strassenmagazin «Surprise». Auch möchte ich noch etwas mehr ins Journalistische und längere Artikel schreiben. Ich habe eine 91-jährige Mutter und einen 91-jährigen Schwiegervater, da steht die Betreuung im Alter im Vordergrund, was mich in den nächsten Jahren sicher noch intensiver in Anspruch nehmen wird. ■

Das Gespräch führte Iris Meyer